

Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft

Aleida und Jan Assmann, führende Stimmen im Diskurs zur Erinnerungskultur in Deutschland, sprachen sich bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2018 dafür aus, Deutschland müsse sein kulturelles Gedächtnis im Hinblick auf die heutige Einwanderungsgesellschaft erweitern:

„Die Menschheit gibt es im Singular, aber Kulturen, Sprachen, Religionen nur im Plural. Wir reden deshalb auch nicht von ‚Wissen‘, sondern von ‚Gedächtnis‘, das immer schon an Identitäten, Perspektiven und eben auch an Interessen gebunden ist. Die Gesellschaft braucht ein Gedächtnis, wie der Einzelne eins braucht: um zu wissen, wer wir sind und was wir erwarten können, um uns zu orientieren und zu entwickeln. [...] Was uns verbindet – wie zum Beispiel Herkunft, Religion, Überzeugungen oder Projekte –, ist zugleich auch das, was uns trennt. Eine Schlüsselfrage ist deshalb: Wie exklusiv oder inklusiv ist dieses nationale Wir, das durch Identität und Identifikation entsteht? [...] Die zentrale Frage ist ja nicht mehr, ob wir die Integration schaffen, sondern wie wir sie schaffen.“¹

1 <https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/die-preistraeger/2010-2019/aleida-und-jan-assmann> (aufgerufen am 10.05.2021).

Die Erinnerungskultur ist in den Kulturwissenschaften der letzten zwanzig Jahre zur zentralen Kategorie avanciert. Doch wird sie in Deutschland meist als Aufarbeitung des Nationalsozialismus verstanden. Auschwitz, so hat es der Schriftsteller Maxim Biller formuliert, sei das zentrale Erinnerungsmoment der Deutschen. Darum scheint es zuweilen, als könnten verschiedene Erinnerungskulturen in eine heimliche Konkurrenz zueinander treten: Der Bahnhof in Köln-Deutz war zwar das wichtigste ‚Einfallstor‘ spanischer und portugiesischer Arbeitsmigrant*innen, aber zugleich und vor allem der zentrale ‚Umschlagplatz‘ für die Deportationen jüdischer Zwangsarbeiter*innen. So ist der Bahnhof in Deutschland – ebenso wie der Zug oder das Lager – von der Geschichte des Holocaust her per se als Erinnerungsort besetzt. Die Einwander*innen, die im Zuge der Anwerbeabkommen nach Deutschland kamen, waren oft noch vom Zweiten Weltkrieg gezeichnet. Dies stand häufig im Zusammenhang mit der deutschen Besatzung, beispielsweise in Jugoslawien oder Griechenland.

Nicht wenige Anwerber*innen wurden an den Verbindungsstellen der deutschen Arbeitsverwaltung von deutschen Amtsärzten wegen Tuberkulose aussortiert – eine Folge ihrer Mangelernährung im Krieg, als sie noch Kinder waren. So konnten sich für die Einwander*innen zunächst nur schwerlich Identifikationsmomente mit der deutschen Geschichte entwickeln. In den jüngsten Debatten um eine Pluralisierung der Erinnerungskulturen in Deutschland wird darum immer klarer: Die Erinnerungen und Erzählungen der Eingewanderten sechzig Jahre später ins allgemeine Geschichtsbild nachzutragen und ins Bewusstsein zu heben, ist heute eine wichtige Aufgabe gesellschaftlicher Erinnerungs- und Bildungspolitik. Das ist der Grund, warum sich Aleida Assmann in ihrer Festrede erschüttert zeigte, dass es zur Pflege eben dieses Gedächtnisses der Migration noch kein Haus der Einwanderung in Deutschland gebe.